

Handbücher zur Sprach- und Kommunikations- wissenschaft

Handbooks of Linguistics
and Communication Science

Manuels de linguistique et
des sciences de communication

Mitbegründet von
Gerold Ungeheuer

Herausgegeben von / Edited by / Edités par
Hugo Steger
Herbert Ernst Wiegand

Band 6

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1991

Semantik Semantics

Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen
Forschung
An International Handbook of Contemporary
Research

Herausgegeben von / Edited by
Arnim von Stechow · Dieter Wunderlich

Walter de Gruyter · Berlin · New York
1991

Inhalt/Contents

Vorwort	V
Preface	VIII
I. Allgemeine Grundlagen General Foundations	
1. John Lyons, Bedeutungstheorien (<i>Theories of Meaning</i>)	1
2. M. J. Cresswell, Basic Concepts of Semantics (<i>Grundbegriffe der Semantik</i>)	24
3. Dieter Wunderlich, Bedeutung und Gebrauch (<i>Meaning and Use</i>)	32
4. Gisbert Fanselow/Peter Staudacher, Wortsemantik (<i>Word Semantics</i>)	53
II. Probleme der ontologischen Grundlegung: Welt versus Situation Problems of Ontological Foundation: World Versus Situation	
5. M. J. Cresswell, Die Weltsituation (<i>The World Situation</i>)	71
6. John Barwise, Situationen und kleine Welten (<i>Situations and Small Worlds</i>)	80
III. Theorie der Satzsemantik Theory of Sentence Semantics	
7. Arnim von Stechow, Syntax und Semantik (<i>Syntax and Semantics</i>)	90
8. M. J. Cresswell, Syntax and Semantics of Categorical Languages (<i>Syntax and Semantik kategorialer Sprachen</i>)	148
IV. Kontexttheorie Context Theory	
9. Thomas Ede Zimmermann, Kontextabhängigkeit (<i>Context Dependence</i>)	156
10. Ulrike Haas-Spohn, Kontextveränderung (<i>Context Change</i>)	229
11. Manfred Pinkal, Vagheit und Ambiguität (<i>Vagueness and Ambiguity</i>)	250
V. Semantische Grundlagen der Sprechakte Semantic Foundations of Speech Acts	
12. Günther Grewendorf/Dietmar Zaefferer, Theorien der Satzmodi (<i>Theories of Sentence Mood</i>)	270

13.	Pieter A. M. Seuren, Präsuppositionen (<i>Presuppositions</i>)	286
14.	Andreas Kemmerling, Implikatur (<i>Implicature</i>)	319
15.	Rainer Bäuerle/Thomas E. Zimmermann, Fragesätze (<i>Interrogatives</i>)	333
VI.	Nominalsemantik Nominal Semantics	
16.	Jean-Yves Lerner/Thomas E. Zimmermann, Eigennamen (<i>Proper Nouns</i>)	349
17.	Greg N. Carlson, Natural Kinds and Common Nouns (<i>Natürliche Arten und Allgemeinamen</i>)	370
18.	Manfred Krifka, Massennomina (<i>Mass Nouns</i>)	399
19.	Godehard Link, Plural (<i>Plural</i>)	418
20.	Veronika Ehrich, Nominalisierungen (<i>Nominalizations</i>)	441
VII.	Semantik der Funktionswörter Semantics of Functional Words	
21.	Jan van Eijck, Quantification (<i>Quantoren</i>)	459
22.	Irene Heim, Artikel und Definitheit (<i>Articles and Definiteness</i>)	487
23.	Tanya Reinhard, Pronouns (<i>Pronomina</i>)	535
24.	Peter E. Pause, Anaphern im Text (<i>Textual Anaphors</i>)	548
25.	Joachim Jacobs, Negation (<i>Negation</i>)	560
26.	Ewald Lang, Koordinierende Konjunktionen (<i>Coordinative Conjunctions</i>)	597
27.	Kjell Johan Sæbø, Causal and Purposive Clauses (<i>Kausale und finale Nebensätze</i>)	623
28.	Ekkehard König, Konzessive Konjunktionen (<i>Concessive Conjunctions</i>)	631
29.	Angelika Kratzer, Modality (<i>Modalität</i>)	639
30.	Angelika Kratzer, Conditionals (<i>Konditionale</i>)	651
VIII.	Adjektivsemantik Adjectival Semantics	
31.	Cornelia Hamann, Adjectives (<i>Adjektive</i>)	657
32.	Ewan Klein, Comparatives (<i>Komparativ</i>)	673
IX.	Verbsemantik Verbal Semantics	
33.	Cathrine Fabricius-Hansen, Verbklassifikation (<i>Classification of Verbs</i>)	692
34.	Rainer Bäuerle, Verben der propositionalen Einstellung (<i>Propositional Attitude Verbs</i>)	709
35.	Cathrine Fabricius-Hansen, Tempus (<i>Tense</i>)	722
36.	M. J. Cresswell, Adverbial Modification in λ -Categorial Languages (<i>Adverbiale Modifikation</i>)	748

X.	Residua: Präpositionen, Gradpartikeln, Fokus Residua: Prepositions, Degree Particles, Focus	
37.	Dieter Wunderlich/Michael Herweg, Lokale und Direktionale (<i>Spatial and Directional Prepositions</i>)	758
38.	Ekkehard König, Gradpartikeln (<i>Degree Particles</i>)	786
39.	Arnim von Stechow, Current Issues in the Theory of Focus (<i>Probleme der Fokustheorie</i>)	804
40.	Angelika Kratzer, The Representation of Focus (<i>Fokus-Repräsentation</i>)	825
XI.	Service-Artikel Service-Article	
41.	Godehard Link, Formale Methoden in der Semantik (<i>Formal Methods in Semantics</i>)	835
XII.	Bibliographischer Anhang und Register Bibliographic Appendix and Indices	
42.	Bibliographie/Bibliography	861
43.	Personenregister/Name Index	908
44.	Sachregister/Subject Index	915

V. Semantische Grundlagen der Sprechakte

Semantic Foundations of Speech Acts

12. Theorien der Satzmodi

1. Einleitung
2. Der sprachphilosophische Hintergrund
- 2.1 Freges Urteilsstrich
- 2.2 Wittgensteins Grundlegung semantischer und pragmatischer Modustheorien
- 2.3 Die Theorie der Sprechakte – Modus als Illokutionstyp
3. Der Satzmodusbegriff
4. Satzmodusprobleme
5. Satzmodustheorien
- 5.1 Ein-Ebenen-Theorien
- 5.2 Zwei-Ebenen-Theorien
- 5.3 Drei-Ebenen-Theorien
6. Offene Fragen
7. Literaturempfehlungen
8. Literatur (in Kurzform)

1. Einleitung

- (1) Sie lesen dieses Buch.
- (2) Lesen Sie dieses Buch?
- (3) Lesen Sie dieses Buch!
- (4) Daß Sie dieses Buch lesen!

Wer unter normalen Umständen einen der Sätze (1) – (4) äußert, nimmt damit in jedem Fall auf den Sachverhalt Bezug, daß sein Adressat ein situationell näher bestimmtes Buch liest, aber die Art, in der er darauf Bezug nimmt, ist von Fall zu Fall in charakteristischer Weise verschieden: Eine Äußerung von (1) ist typischerweise eine Feststellung, daß dieser Sachverhalt Tatsache ist, eine Äußerung von (2) gilt im allgemeinen als Frage nach der Tatsächlichkeit dieses Sachverhalts, Äußerungen von (3) als Versuche, den Adressaten zur Realisierung dieses Sachverhalts zu bewegen, und Äußerungen von (4) als Ausdruck des Erstaunens über das Bestehen dieses Sachverhalts. Woher die Gemeinsamkeit, woher die Unterschiede?

Die inhaltliche Gemeinsamkeit, der Sachverhaltsbezug, basiert offenbar auf einer formalen Gemeinsamkeit, dem Vorkommen der Konstituenten *lesen*, *Sie* und *dieses Buch* in allen vier Sätzen. Die inhaltlichen Unter-

schiede gehen offenbar ebenfalls auf formale Unterschiede zurück, nämlich in der Reihenfolge der Konstituenten, in der Interpunktion bzw. Intonation und im Vorkommen einer weiteren Konstituente. Die von solchen Unterschieden konstituierten Formtypen nennt man **Satzmodi** (in der traditionellen Grammatik meist Satzarten) oder syntaktische Modi, die damit korrelierten Funktionstypen (Arten der Bezugnahme auf den jeweiligen Sachverhalt) **illokutionäre Rollen, Illokutionstypen** oder semantische Modi.

Von den Satzmodi streng zu unterscheiden sind die Modi des Verbs (Indikativ, Konjunktiv, Imperativ etc.), obwohl oder gerade weil hier zum Teil, z. B. beim Imperativ (Verb- und Satzmodus) enge Zusammenhänge bestehen.

Ferner ist es überaus hilfreich, die Namen der Satzmodi von denen der damit typischerweise verbundenen Illokutionstypen strikt zu unterscheiden, z. B. für die Sätze (1) – (4) wie folgt:

Satzmodus	Illokutionstyp
1 deklarativ (Aussagesatz)	assertiv (Aussage)
2 interrogativ (Fragesatz)	erotetisch (Frage)
3 imperativ (Aufforderungssatz)	direktiv (Aufforderung)
4 exklamativ (Ausrufesatz)	exklamatorisch (Ausruf)

Vor einer genaueren Diskussion des Satzmodusbegriffs, der damit verknüpften Probleme und der einschlägigen Theorien soll jedoch zunächst der sprachphilosophische Hintergrund der modernen Satzmodusforschung umrissen werden.

2. Der sprachphilosophische Hintergrund

2.1 Freges Urteilsstrich

Ausgehend von der Unterscheidung zwischen dem Ausdrücken eines Urteils und dem begrifflichen Inhalt, der mit einem Urteil aus-

gedrückt wird, repräsentiert Frege in seiner *Begriffsschrift* (1879) Urteile wie folgt: Ein senkrechter Strich (der sog. **Urteilsstrich**) vor einer Zeichenverbindung, die für einen beurteilbaren Gehalt steht, gibt an, daß dieser Inhalt, der ansonsten eine „blosse Vorstellungsverbindung“ darstellt, als Urteil ausgedrückt wird.

Freges Urteilsstrich wird bisweilen als eine erste formale Repräsentation eines Modus aufgefaßt: als Zeichen dafür, daß ein bestimmter Inhalt behauptet wird. Vor einer genaueren Deutung dieses Zeichens ist jedoch darauf hinzuweisen, daß Freges Urteilsstrich nicht an der traditionellen Unterscheidung grammatischer Modi orientiert war: Frege war nicht der Meinung, daß deklarative Sätze, Imperative und Interrogative wie (1)–(3) denselben Inhalt ausdrücken und sich lediglich im Modus (in dem jeweils vollzogenen sprachlichen Akt) unterscheiden.

In *Über Sinn und Bedeutung* (1892) formuliert Frege den Unterschied zwischen deklarativen, interrogativen und imperativen Sätzen als Unterschied in ihrem Sinn (= Inhalt) und nicht als Unterschied in dem vollzogenen sprachlichen Akt: Deklarative Sätze drücken einen Gedanken aus, interrogative eine Frage und imperative einen Befehl; bei interrogativen Sätzen sind allerdings nur die Wortfragen gemeint, Satzfragen drücken denselben Gedanken aus wie Behauptungssätze (cf. *Der Gedanke* 1918/19).

Wie etwa aus *Funktion und Begriff* (1891) hervorgeht, hat Freges Trennung des Urteils von dem, worüber geurteilt wird, darin ihren Grund, daß „sonst eine bloße Annahme, das Setzen eines Falles, ohne gleich über sein Eintreten zu urteilen, nicht ausdrückbar wäre.“ Freges „Annahme“ kann allerdings im Sinne einer „bloßen Vorstellungsverbindung“ nur psychologisch gedeutet werden.

Mit der später von Gentzen für seine Theorie des natürlichen Schließens entwickelten Idee, neben dem Behauptungsakt einen externen *Akt* des eine-Annahme-Machens einzu-beziehen, ist eine solche Auffassung unverträglich.

In späteren Arbeiten (z. B. *Grundgesetze der Arithmetik*, *Der Gedanke*, *Gedankengefüge*) formuliert Frege eine spezifischere und entpsychologisierte Version der Urteilslehre. „Urteilen“ ist danach „die Tat“ der „Anerkennung der Wahrheit eines Gedankens“ und „das Behaupten“ ist „die Kundgebung dieses Urteils“: „Das Urteil wird kundgemacht durch einen mit behauptender Kraft ausge-

sprochenen Satz“ (cf. *Gedankengefüge* 1923/25).

Worin besteht nun die distinktive Funktion des Urteilsstrichs, wenn diese weder zur Abgrenzung grammatischer noch handlungsbezogener Modi gedacht ist? Frege zufolge ist er Mittel zur Kundgebung des Urteils, dient also zum Vollzug der Behauptung, daß ein ausgedrückter, beurteilbarer und als wahr anerkannter Inhalt „das Wahre“ ist. Dennoch fungiert er nicht so wie etwa der Ausdruck „Es ist wahr, daß ...“. Wird letzterer einem Satz ohne Urteilsstrich vorangestellt, so kommt dadurch keine Behauptung zustande, sondern lediglich ein anderer Satz mit demselben Inhalt. Dieser Satz kann als Konstituent eines komplexen Satzes vorkommen. Der Urteilsstrich dagegen kann niemals vor einem Konstituentensatz innerhalb eines komplexen Satzes stehen.

Dies ist auch der Grund, warum er nicht im Sinne von „Ich behaupte, daß ...“ gedeutet werden kann. Allerdings gibt es Parallelen mit Austins Auffassung explizit performativer Äußerungen (s. 2.3): Nur der Satz, dem der Urteilsstrich vorangestellt worden ist, kann als wahr oder falsch beurteilt werden; der gesamte Ausdruck mit dem Urteilsstrich drückt weder etwas (einen Inhalt) aus, noch bezeichnet er etwas: Er **behauptet** etwas, nämlich, daß der ihm folgende Inhalt wahr ist.

Der Urteilsstrich kann daher auch nicht als deskriptiver Behauptungsoperator gedeutet werden: Seine Funktion besteht darin, den Akt der Behauptung zu *konstituieren*, nicht darin, ihn zu beschreiben.

Freges Urteilsstrich kann somit als erste logische Repräsentation explizit performativer Äußerungen aufgefaßt werden, allerdings mit folgenden Unterschieden zu Austins diesbezüglicher Theorie: Er soll stets den *erfolgreichen* Vollzug des Behauptungsaktes garantieren, und als wahr nur behaupten, was auch wahr ist, also nie vor falschen Sätzen stehen. Mit dieser auf Freges System ausgerichteten Funktion des Urteilsstrichs erwies sich dieser allerdings als überfordert, wie durch Russells Paradoxie offenkundig wurde.

2.2 Wittgensteins Grundlegung semantischer und pragmatischer Modustheorien

Freges Urteilsstrich ist von zwei sprachphilosophischen Traditionen her kritisiert worden, die als grundlegend für alle späteren Theorien des semantischen bzw. pragmatischen Modus angesehen werden können. Die

Kernpunkte dieser Kritik finden sich in der Fregekritik von Wittgensteins *Tractatus* und in der Fregekritik von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*. Erstere geht aus von einer Bildtheorie des Satzes und kritisiert den nicht-deskriptiven (performativen) Charakter von Freges Moduszeichen; letztere geht aus von einer Gebrauchstheorie des Satzes und kritisiert den deskriptiven (nicht-performativen) Charakter von Freges „Annahme“ sowie seiner anderen Modusbedeutungen.

Peano hatte Freges Urteilsstrich als überflüssig zurückgewiesen, da er jedem Theorem vorangehe. Auch Wittgenstein bezeichnet im *Tractatus* Freges Urteilsstrich als „logisch bedeutungslos“, allerdings aus einem anderen Grund: Ein Satz könne nicht von sich selbst aussagen, daß er wahr ist.

Diese Begründung hat Freges Urteilsstrich aber bereits im Sinne der Wittgensteinschen Bildtheorie des Satzes uminterpretiert: „Der Satz zeigt, wie es sich verhält, wenn er wahr ist. Und er sagt, daß es sich so verhält.“ (4.022)

Da Wittgenstein den Modus hier dem deskriptiven Inhalt eines Satzes zurechnet, kann er Frege die genannte Selbstreferenz eines Satzes unterstellen. Eine solche Identifikation nimmt Wittgenstein jedoch nur im Fall deskriptiver Sätze („Sätze der Naturwissenschaften“) vor. Da nur diese Sätze für ihn Sinn haben, und da zu ihrem Sinn nicht nur gehört, was sie darstellen, sondern auch, daß sie dies darstellen, besteht ihr Modus gerade in ihrer Darstellungsfunktion/Abbildungsfunktion (cf. 4.031). Dieser Auffassung zufolge gibt es also gar keine sinnvollen Sätze mit anderem Modus, ein Verdikt, das auch Freges Urteilsstrich in seinem intendierten, nicht-deskriptiven Sinne trifft.

Die linguistisch absurde Konsequenz der Bildtheorie für Sätze mit anderen Modi wurde von den logischen Empiristen dadurch zu vermeiden versucht, daß man für alle Sätze einen verkappten deklarativen Modus annahm, eine Auffassung, die in den ‘performativen Analysen’ der logischen Semantik weiterlebt, obwohl ihre Überwindung eigentlich schon bei Frege zu sehen sein mußte.

Die Kritik, die Wittgensteins Spätphilosophie an der Bildtheorie des *Tractatus* vorbringt, steht daher – trotz der Fregekritik auch des späten Wittgenstein – partiell durchaus im Einklang mit Überlegungen Freges. Dies betrifft vor allem die Auffassung, daß ein Bild als solches keinen Modus besitzt. Eine Überlegung dieser Art war für Frege der

Anlaß gewesen, den Urteilsstrich einzuführen. Wittgenstein illustriert seine Version wie folgt:

„Denken wir uns ein Bild, einen Boxer in bestimmter Kampfstellung darstellend. Dieses Bild kann nun dazu gebraucht werden, um jemand mitzuteilen, wie er stehen, sich halten soll; oder, wie er sich nicht halten soll; oder, wie ein bestimmter Mann dort und dort gestanden hat; oder etc. etc. Man könnte dieses Bild (chemisch gesprochen) ein Satzradikal nennen. Ähnlich dachte sich wohl Frege die „Annahme“.“ (PU, S. 299).

Will man unter **Satzradikal** Freges begrifflichen Inhalt verstehen, so enthält das Satzradikal keinerlei modale (Modus-)Komponente. Will man das, was der *Tractatus*-Theorie zufolge ein Satz „darstellt“ (abbildet), als „Satzradikal“ bezeichnen, so enthält das Satzradikal eine Modus-Komponente, da der Sinn eines Satzes der *Tractatus*-Theorie zufolge im Sinne eines assertorischen Anspruchs (cf. 4.022) auf „wahr/falsch-Pole“ hin „gerichtet“ ist.

Vor dem Hintergrund dieses Unterschieds und unter Berücksichtigung obiger Passage aus den *Philosophischen Untersuchungen* muß der für spätere semantische Modustheorien einflußreiche Versuch von Stenius gedeutet werden, der *Tractatus*-Theorie eine ‘Frege-Version’ zu geben und sie dadurch mit Wittgensteins Spätphilosophie vereinbar zu machen.

Stenius zufolge läßt sich die Bildtheorie des Satzsinnes nur auf das Satzradikal anwenden. Jener Teil des Satzsinnes, der durch das Satzradikal gegeben ist, ist sein deskriptiver Inhalt, also das, was ein Satz „zeigt“ und als Bild darstellt.

Nun akzeptiert Stenius aber einerseits Wittgensteins Auffassung, daß das Satzradikal „gerichtet“ ist, und ist andererseits der Meinung, daß es mit einer modalen Komponente (etwa im Sinne von Freges Urteilsstrich) verbunden werden muß, um einen Satz zu bilden, und daß es mit verschiedenen Modi kombinierbar ist.

Der Trick, mit dem Stenius hier Unverträgliches zu vereinbaren sucht, besteht in der Unterscheidung zwischen zwei Arten von Wahrheit: der deskriptiven Wahrheit eines Satzradikals und der modalen Wahrheit eines Satzes. Dieser Trick ist nun aber der Kritik sowohl des frühen, als auch des späten Wittgenstein ausgesetzt. Wenn nämlich das Satzradikal in Übereinstimmung mit 4.022 bereits eine modale Komponente enthält, dann ist nicht einzusehen, wieso es *darüberhinaus* noch mit einem Modus (etwa i. S. von Freges Ur-

teilsstrich) kombiniert werden muß; auf der Basis von 4.022 würde dies geradezu in einen Regreß führen. Daß andererseits für das Satzradikal – unabhängig von dem Modus, mit dem es kombiniert ist – kein „gerichteter“ Sinn im Sinne von deskriptiven „wahr/falsch-Polen“ angenommen werden kann, soll Wittgensteins Bild des Boxers gerade demonstrieren. Danach können für ein Satzradikal erst dann Wahrheitsbedingungen identifiziert werden, wenn vorausgesetzt wurde, daß es in einem assertorischen Illokutionstyp gebraucht wird.

Dem späten Wittgenstein zufolge läuft die Auffassung, die Bedeutung eines Satzes sei durch Angabe seiner Wahrheitsbedingungen zu spezifizieren, darauf hinaus, für jeden Satz einen assertorischen Typ anzunehmen. Aber genau diese Auffassung von der primär deskriptiven Funktion der Sprache, die nicht nur die Tractatus-Theorie, sondern auch die Theorie Freges kennzeichnet, hat er entschieden bekämpft. Seiner eigenen Auffassung nach muß man, um Sätze in der wahr/falsch-Dimension bewerten zu können, die Bedeutung dieser Sätze schon kennen, und nicht jeder Satz hat eine Bedeutung, die es zuläßt, ihn in dieser Dimension zu bewerten. Der assertorische Modus (Typ) ist einer unter vielen, und wieviele Modi es gibt, bestimmt sich danach, wie Sätze gebraucht werden können. Damit wird der Modus von Sätzen von deren Form völlig abgelöst: Die (modale) Art eines Satzes bestimmt sich nach der Art seiner Verwendung (cf. PU § 21 – 24).

Eine Theorie der Modi als Gebrauchswesen von Sätzen impliziert, daß die Auffassung, jeder Satz ließe sich formal in einen Modusteil und einen Satzradikalteil mit korrespondierenden sprachlichen Handlungen analysieren, nicht aufrechtzuerhalten ist. Wittgensteins diesbezügliche Kritik an Frege, sein Urteilsstrich fungiere wie ein „Zeichen des Satzes“, nach dem der Behauptungsakt vollzogen werde, etwa so, wie man nach Noten singt (PU § 22), beruht allerdings auf einer Fehldeutung, die damit zusammenhängt, daß Wittgenstein noch nicht über eine Theorie der explizit performativen Äußerungen im Sinne Austins verfügte.

Freges Urteilsstrich ist gerade nicht als ein Satzzeichen zu verstehen, das als Repräsentation des deskriptiven „Es wird behauptet, daß ...“ gedeutet werden kann. Eine Analyse jener Art von Ausdrücken, als deren formale Repräsentation Freges Urteilsstrich gelten kann, ist erst von J. L. Austin vorgenommen

worden. Ebenso hat erst Austin in seiner Theorie der Sprechakte das Instrumentarium bereitgestellt, mit dem sich die Wittgensteinische Vorstellung vom Modus als Art der Verwendung von Sätzen und d. h. als Typ sprachlicher Handlungen präzisieren läßt.

2.3 Die Theorie der Sprechakte – Modus als Illokutionstyp

Wie Wittgenstein kritisiert Austin den deskriptiven Fehlschluß der philosophischen Tradition: daß die primäre Funktion der Sprache darin bestünde, über die Welt zu reden. Die vielfältigen Gebrauchsweisen der Sprache, die Wittgensteins **Sprachspiele** diesem Fehlschluß entgegenhalten, hat Austin in seiner **Theorie der Sprechakte** zu systematisieren versucht.

Ausgehend von der Frage, in welcher Hinsicht man sagen kann, daß mit Äußerungen Handlungen vollzogen werden, unterscheidet er drei Aspekte solchen Handlungsvollzugs:

(a) den **lokutionären Akt** als den Akt des Etwas-Sagens. Bei diesem Akt des Etwas-Sagens lassen sich die folgenden Aspekte unterscheiden: Der phonetische Akt besteht darin, daß Laute der Art geäußert werden, wie sie von der Phonetik beschrieben werden; der phatische Akt besteht darin, daß Wörter nach den grammatischen Konstruktionsregeln einer Sprache, mit einer bestimmten Intonation etc. geäußert werden; der rhetische Akt besteht darin, daß über etwas gesprochen wird (reference) und darüber etwas gesagt (sense) wird.

(b) den **illokutionären Akt** als jene Handlungen, zu deren Vollzug das im lokutionären Sinne Gesagte gebraucht wird, also z. B. um eine Behauptung aufzustellen, ein Versprechen zu geben, eine Frage zu stellen, einen Befehl zu geben, zu warnen etc. Der illokutionäre Akt repräsentiert jenen Aspekt sprachlicher Handlung, auf den sich Wittgenstein primär bezog, wenn er über die Gebrauchsweise von Sätzen redete.

(c) den **perlokutionären Akt** als einen Akt, der dadurch zustandekommt, daß mit einer Äußerung bestimmte kausale Wirkungen auf die Gefühle, Gedanken oder Handlungen der Adressaten erzielt werden. Beispiele sind: jemanden überzeugen, jemanden überreden, jemanden kränken, jemanden von etwas abhalten etc.

Wittgensteins pragmatische Auffassung der Modi läßt sich in Austins Theorie wie folgt wiedergeben: Ein Modus ist ein illokutionärer Typ. Diese Charakterisierung setzt

voraus, daß sich illokutionäre Akte in einer systematischen Weise in Typen klassifizieren lassen. Entsprechende Klassifikationen sind etwa von Austin oder Searle vorgeschlagen worden.

Illokutionäre Akte und damit pragmatische Modi (diese lassen sich als Spezialisierungen der semantischen Modi auffassen) können auf unterschiedliche Art realisiert werden. Man kann sie auf explizite Weise vollziehen mit sog. **explizit performativen Äußerungen**, bei denen durch eine bestimmte Verwendung (meist 1.Pers. Sing. Ind. Präs. Akt.) von Verben, die illokutionäre Akte bezeichnen, der betreffende illokutionäre Akt vollzogen werden kann. So kann z. B. mit „Ich verspreche dir, morgen zu kommen“ auf explizite Weise ein Versprechen gegeben werden. Man kann sie aber auch auf implizite Weise vollziehen mit Äußerungen, bei denen dem Kontext entnommen werden muß, welcher illokutionäre Akt vollzogen wird. So kann man etwa auch mit „Ich komme morgen“ ein Versprechen geben.

Ein wesentliches Merkmal explizit performativer Äußerungen wie etwa „Ich vermache dir meine Uhr“ sah Austin darin, daß sie nicht wie etwa bestimmte deskriptive implizit performative Äußerungen, etwa „Ich zeige dir meine Uhr“, als wahr oder falsch beurteilt werden können.

Im Gegensatz zur letzteren Äußerung, mit der man in bestimmten Umständen etwas feststellt, behauptet oder beschreibt, heißt die erste Äußerung machen, normalerweise, eine Uhr vermachen, und nicht behaupten, feststellen oder beschreiben, daß man eine Uhr vermacht.

Austin wendet sich also nicht nur wie Wittgenstein gegen die Auffassung der logischen Empiristen, daß alle sinnvollen Äußerungen einen Assertionsmodus besitzen, er bestreitet auch speziell für den Typ explizit performativer Äußerungen die traditionelle Annahme, diese Äußerungen hätten wie gewöhnliche deklarative Äußerungen in der 1. Person generell einen assertorischen Modus (Typ). Er bestreitet insbesondere eine notwendige Voraussetzung dieser Annahme, nämlich daß Äußerungen wie „Ich verspreche dir, morgen zu kommen“ ein Satzradikal bzw. einen deskriptiven Inhalt der Art „daß ich dir verspreche, morgen zu kommen“ ausdrückten.

Mit seiner Theorie der explizit performativen Äußerungen hat Austin die Voraussetzungen für eine sprachtheoretisch adäquate Interpretation des Fregeschen Urteilsstrichs

geschaffen; nicht nur, indem sich nun auf den explizit performativen Charakter dieses Moduszeichens verweisen läßt, sondern auch dadurch, daß die Art der Bewertung von Äußerungen von deren Illokutionstyp und damit ihrem Modus abhängig gemacht wird. In seiner „Zwei-Dimensionen-Theorie“ ist dies wie folgt zusammengefaßt: Zuerst ist zu fragen, welchen Illokutionstyp eine Äußerung realisiert, und erst dann läßt sich die Frage beantworten, auf welche Weise sie bezüglich der „Korrespondenz mit den Tatsachen“ zu bewerten ist.

3. Der Satzmodusbegriff

Die Namen der **Satzmodi** in der traditionellen Grammatik – *Aussagesatz, Fragesatz, Aufforderungssatz, Ausrufesatz* – verweisen deutlich darauf, daß die intuitive Idee hinter dem Satzmodusbegriff die einer Korrelation von **Formtyp** (syntaktischer Modus: Subkategorie der Kategorie Satz) und **Funktionstyp** (semantischer Modus: Teilmenge der Menge möglicher Funktionen von Ausdrücken) ist. Einer Explikation dieser scheinbar klaren Intuition stehen aber mehrere erhebliche Hindernisse im Weg.

(a) Die *Vermischung von Form und Funktion* ist die Hauptsünde der Modusbehandlung in den traditionellen Grammatiken, aber leider nicht nur in diesen. Es steht aber wohl außer Zweifel, daß die zu explizierende Form-Funktions-Korrelation nicht zu leisten ist, ohne daß die *Relate*, **Formtyp** und **Funktionstyp**, klar voneinander unterschieden werden.

(b) Die *unscharfen Grenzen des Formtypbegriffs* bilden die nächste Schwierigkeit. Zwar herrscht Einigkeit darüber, daß zur Definition eines Formtyps nur strukturell-grammatische Eigenschaften wie Stellung der Konstituenten, ihre syntaktischen Kategorien und Funktionen sowie ihre morphosyntaktischen Eigenschaften, das Vorkommen von Strukturwörtern und schließlich die Intonation herangezogen werden dürfen (Altmann 1983, Zaefferer 1983a: 474), oder negativ und kürzer, daß lexikalische Information (im Sinne der Stammbedeutung von Wörtern der Hauptkategorien) ausgeschlossen bleiben muß. Auf der anderen Seite weiß man aber, daß die Grenze zwischen Funktions- und Inhaltswort und damit zwischen grammatischer und lexikalischer Bedeutung fließend ist. Eine Grammatik muß also für eine gegebene Sprachausprägung eine Entscheidung bezüglich lexikalischer vs. grammatischer Eigen-

schaften von Sätzen treffen. Dann lassen sich in der Menge möglicher Sätze einer Sprache durch Abstraktion von lexikalischer Information Äquivalenzklassen strukturgleicher Sätze bilden und davon wieder nach gewissen Struktureigenschaften Äquivalenzklassen. Solche Formtypen wollen wir Konstruktionstypen nennen. Davon erfüllen aber längst nicht alle die Bedingungen des intuitiven Satzmodusbegriffs. Eine parataktische Reihung ist z. B. ein Konstruktionstyp, aber kein Satzmodus, denn ihr entspricht kein bestimmter Funktionstyp. Oder doch? Vielleicht der Funktionstyp der Verknüpfung von Sachverhalten? Das bringt uns zum nächsten Problem.

(c) Die *Unklarheit des Funktionstypbegriffs*. Die Funktionen des Sprachgebrauchs sind derart vielfältig, daß hier eine Eingrenzung dringend notwendig erscheint. Die Einschränkung auf kommunikative Funktionen ist kritisiert worden, da sie den „kalkulativen Sprachgebrauch“ vernachlässige (Harman 1977:418). Sie erscheint aber gerechtfertigt, wenn man annimmt, daß dieser als verinnerlichtes selbstadressiertes Sprechen vom kommunikativen Sprachgebrauch abgeleitet ist (vgl. Wygotski 1964). Kommunikative Funktionstypen haben wiederum verschiedene Aspekte, die den Aspekten sprachlichen Handelns und somit zum Teil den linguistischen Beschreibungsebenen entsprechen. Der im Zusammenhang mit den Satzmodi relevante Funktionstypaspekt ist derjenige, der die Art der Handlung näher charakterisiert, die man vollzieht, indem man etwas sagt, oder, in Austinschen Termini, der Aspekt des illokutionären Aktes oder kurz der Illokution (vgl. oben 2.3). Illokutionstypen erhalten wir, wenn wir einerseits vom propositionalen Gehalt (dem rhetischen Aspekt des illokutionären Aktes) abstrahieren und andererseits von denjenigen beim Adressaten erzielten Effekten, die über das bloße Verstehen hinausgehen (dem perlokutionären Akt). – Standardbeispiele für Illokutionstypen sind Behauptungen, Fragen, Bitten (das würde gut zu den Satzmodi passen), aber auch Versprechen, Drohungen, Warnungen. Eine Definition des Begriffs „möglicher Illokutionstyp“ ist u.W. zum erstenmal von Vanderveken vorgeschlagen worden (Vanderveken 1985b). – Doch selbst wenn die Begriffe Satzmodus und Illokutionstyp und damit Vor- und Nachbereich der von einer Theorie der Satzmodi zu definierenden Relation klar bestimmt sind, bleibt noch ein großes, allerdings aus der le-

xikalischen Semantik wohlbekanntes Problem, das der

(d) *Mehrdeutigkeit in beiden Richtungen*. Zum einen können demselben Satz (und damit natürlich auch Satzmodus) verschiedene Illokutionstypen entsprechen, z. B. dem Satz *Sie können gehen* der Illokutionstyp der Erlaubnis bzw. des Mitteilens einer Erlaubnis (nur in letzterem Fall wäre z. B. eine Rückfrage „Woher wissen Sie das?“ angebracht). Zum anderen können ein und demselben Illokutionstyp verschiedene Satzmodi entsprechen, z. B. dem Illokutionstyp der Bitte der interrogative und der imperative Satzmodus (*Stellst du bitte das Radio etwas leiser?*, *Stell bitte das Radio etwas leiser!*). Wie in anderen Bereichen der Ausdrucks- und Inhalts-Zuordnung müssen wir uns fragen: Liegt echte Ambiguität bzw. Synonymie vor? Oder nur Vagheit mit verschiedenen Präzisierungsmöglichkeiten? Und im Falle echter Mehrdeutigkeit: Sind die beiden Lesarten unabhängig voneinander? Oder ist eine Zuordnung primär und die andere abgeleitet?

4. Satzmodusprobleme

Die meisten Theorien der Satzmodi befassen sich nicht mit der Frage, wie denn Satzmodus zu definieren sei, sondern nehmen die traditionellen Satzmodi als gegeben. Sie sind daher mit der angeführten Begriffsexplikation verträglich. Sie sind sich darüberhinaus darin einig, daß es zur strukturellen Bedeutung der deklarativen Sätze gehört, daß sie im allgemeinen wahrheitswertfähig sind, und daß darüberhinaus ein wesentlicher Teil der Bedeutung solcher Sätze in Termini von Wahrheitsbedingungen (im folgenden kurz WB) expliziert werden kann.

Das Hauptproblem für jede WB-semantisch fundierte Satzmodustheorie sind also Sätze, auf die der Wahrheitsbegriff nicht so recht zu passen scheint: Nicht-deklarative Sätze vor allem, aber auch nicht-assertierend gebrauchte Deklarativsätze.

Als der wichtigste Schlüssel zur Semantik der Nicht-Deklarative hat sich die Tatsache erwiesen, daß einige von ihnen eingebettete Entsprechungen haben (z. B. die Interrogative die sogenannten indirekten Fragesätze). Deren Semantik, soweit WB-relevant, läßt sich nämlich dadurch ermitteln, daß sie in wahrheitswertfähige Matrixsätze eingebettet werden.

Schließlich kommen manche Theorien auf dem Umweg über die Nicht-Deklarative auch

zu einer Neubewertung des deklarativen Satzmodus.

Die Probleme, die eine Theorie der Satzmodi zu lösen hätte, lassen sich in Form von Adäquatheitskriterien formulieren (vgl. z. B. Zaefferer 1983a:467 f.), etwa wie folgt:

Eine adäquate Theorie der Satzmodi einer natürlichen Sprache L sollte

- (AK 1) die selbständigen L-Sätze nach den L-Satzmodi subkategorisieren, d. h. den Begriff des L-Satzmodus als Teilklasse der Klasse der L-Sätze extensional definieren, und dabei folgenden Phänomenen Rechnung tragen:
 - (AK 1.1) den strukturellen Beziehungen zwischen L-Sätzen verschiedener Modi („Transformationen“);
 - (AK 1.2) den strukturellen Beziehungen zwischen L-Sätzen der verschiedenen Modi und ihren eingebetteten Entsprechungen (so vorhanden);
 - (AK 1.3) den syntaktischen Beziehungen zwischen solchen eingebetteten Entsprechungen (so vorhanden) und den einbettenden Strukturen;
 - (AK 1.4) den satzmodus- oder illokutionstypspezifischen Vorkommensbeschränkungen für bestimmte Ausdrücke wie Negationspartikel, *polarity items*, Satzadverbien, Modalpartikeln etc.
 - (AK 1.5) den spezifischen Beschränkungen der Verknüpfbarkeit von L-Sätzen verschiedener Modi mit Hilfe von Konjunktionen.

Eine solche Theorie sollte ferner

- (AK 2) für jeden L-Satzmodus M die strukturelle Bedeutung von M auf eine Weise definieren, die es gestattet, beliebigen L-M-Sätzen eine intuitiv adäquate Bedeutung zuzuordnen, die folgenden Phänomenen Rechnung trägt:
 - (AK 2.1) eventuellen Ambiguitäten von L-M-Sätzen;
 - (AK 2.2) den logischen Eigenschaften von L-M-Sätzen sowie den logischen Beziehungen sowohl zwischen L-M-Sätzen, als auch zwischen L-M-Sätzen und L-M'-Sätzen;
 - (AK 2.3) der Bedeutungsrelation zwischen L-M-Sätzen und ihren eingebetteten Entsprechungen (falls vorhanden);
 - (AK 2.4) der Tatsache, daß die Bedeutung solcher eingebetteter Entsprechun-

gen die Bedeutung von Sätzen mitbestimmt, in die sie eingebettet sind; (AK 2.5) den satzmoduspezifischen Fokussierungsimplikaturen (vgl. unten 5.2.4).

Abstrahiert man von der Relativierung auf eine bestimmte Sprache L, so kann man mit Zuber (1983:3) weiterhin fordern:

- (AK 3) Eine universelle Theorie der Satzmodi sollte Aussagen über die Anzahl und Identität der möglichen Satzmodi machen.

5. Satzmodustheorien

Der folgende Überblick über eine Auswahl von Satzmodustheorien teilt diese nach den folgenden beiden Hauptkriterien in Gruppen ein: (a) die Anzahl der angenommenen Beschreibungsebenen für die Bedeutung von Sätzen einschließlich ihrer Modi (eine, zwei oder drei), (b) die Art der jeweils angenommenen Semantik (Modelltheorie, Spieltheorie, Merkmalstheorie etc.).

5.1 Ein-Ebenen-Theorien

Die ersten sechs Gruppen von Theorien siedeln Satzmodusbedeutung und Restbedeutung auf einer Ebene an.

5.1.1 Die Methode der abstrakten Modusmorpheme

In ihrem einflußreichen Buch *An Integrated Theory of Linguistic Description* stellen J. Katz und P. Postal die Behauptung auf, daß „spezielle Frage- und Imperativmorpheme in den zugrundeliegenden Phrasenstrukturen von Frage- bzw. Imperativsätzen vorkommen müssen“ (Katz/Postal 1964:74; Übers. G./Z.). Für das Imperativmorphem **I** wird ein Lexikoneintrag mit etwa folgender Bedeutung angesetzt: „Der Sprecher bittet darum (verlangt, besteht darauf etc.), daß“; für das Fragemorphem **Q** wird eine Bedeutung angenommen, die auf etwa folgende Paraphrase hinausläuft: „Sprecher verlangt eine Antwort, d. h. die Äußerung eines wahren Satzes, der entweder aus der positiven bzw. negativen Form des Fragesatzes minus **Q** besteht, oder aber bedeutungsmäßig mit dem Fragesatz übereinstimmt unter Abzug der Bedeutung von **Q** und nach Ergänzung der semantischen Bestimmung der W-markierten Konstituenten.“

Syntaktisch wird zunächst ein Deklarativsatz erzeugt, aus dem bei Anwesenheit von **I** oder **Q** obligatorische Transformationen dann einen Imperativ- bzw. Fragesatz machen.

Die Argumente, die Katz und Postal für ihre Analyse anführen, sind syntaktischer und semantischer Natur und tauchen seither in der Literatur immer wieder auf. Die syntaktischen Argumente betreffen vor allem unser Kriterium (AK 1.4), also Kookkurrenzbeschränkungen, wie sie durch (5) vs. (6) und (7) vs. (8) illustriert werden:

- (5) Möglicherweise lesen Sie dieses Buch.
- (6) * Lesen sie dieses Buch möglicherweise!
- (7) Sie lesen dieses Buch wohl kaum.
- (8) * Lesen Sie dieses Buch wohl kaum?

Die semantischen Argumente betreffen das Kriterium (AK 2.2), nämlich Paraphrasebeziehungen wie die zwischen (3) und (9) und semantische Anomalien wie die in (10):

- (3) Lesen Sie dieses Buch!
- (9) Ich bitte Sie, dieses Buch zu lesen.
- (10) ? Verstehen Sie dieses Buch!

Der Einfluß des Buches von Katz und Postal war, wie erwähnt, groß, was sich auch daraus ablesen läßt, daß aus einer seiner Anmerkungen (Nr. 9, S. 149) eine alternative Satzmodustheorie entwickelt wurde, die sogenannte Performative Analyse.

5.1.2 Die Performative Analyse I

Die Performative Analyse der Satzmodi verdankt ihren Namen den von J. Austin (1962) so genannten **performativen Verben**, einer Klasse von Handlungsverben, die nicht nur dazu benutzt werden können, über die von ihnen bezeichnete Handlung zu sprechen, sondern in bestimmten Formen (im allgemeinen 1. Person Singular Indikativ Präsens Aktiv) auch dazu, sie zu vollziehen (vgl. oben, 2.3; z. B. *bitten* in (11)):

- (11) Ich bitte Sie, das Rauchen einzustellen.

Die von Katz und Postal in der oben erwähnten Fußnote angedeutete Möglichkeit, statt z. B. eines abstrakten Imperativmorphems **I** einen abstrakten Matrixsatz *I request that you will*, also mit einem performativen Hauptverb, anzunehmen, wurde von Ross (1967) aufgegriffen und weiterverfolgt. Er schlägt vor, Fragesätze aus zugrundeliegenden Strukturen mit einem abstrakten Verb des Fragens abzuleiten, also z. B. (2) aus einer Struktur, wie sie etwa (12) zugrundeliegt:

- (2) Lesen Sie dieses Buch?
- (12) Ich frage Sie, ob Sie dieses Buch lesen.

Die Grundidee der Performativen Analyse besteht darin, gewisse Parallelitäten zwischen selbständigen und eingebetteten Sätzen da-

durch zu erklären, daß man annimmt, daß auch erstere im Grunde eingebettet sind, nur daß hier eben die einbettende Struktur getilgt wurde. So scheint z. B. die Anomalie in (10) die gleiche zu sein, wie die in (13):

- (13) ? Ich fordere Sie auf, dieses Buch zu verstehen!

Nach diesem Muster erklärt R. Lakoff (1968) Bedeutungsparallelen von selbständigen und eingebetteten Konjunktivsätzen im Lateinischen.

Sowohl die Methode der abstrakten Modusmorpheme, als auch die Performative Analyse waren ursprünglich zur Behandlung nichtdeklarativer Satzmodi gedacht. Ganz analog hatte Austin vor der Entwicklung seiner Theorie der Sprechakte eine grundlegende Dichotomie von konstativen und performativen Äußerungen angenommen, die jeweils auch verschieden zu analysieren seien, bis er entdeckte, daß ja auch konstative Äußerungen ihren performativen Anteil haben, der z. B. in Sätzen wie (14) explizit gemacht werden kann:

- (14) Ich behaupte, daß niemand dieses Buch lesen wird.

Es lag nahe, die Performative Analyse entsprechend auf Deklarativsätze auszuweiten, und genau dies ist die Hauptidee von Ross' Aufsatz *On Declarative Sentences*:

„Alle Deklarativsätze, die in Kontexten vorkommen, in denen Pronomina der ersten Person möglich sind (damit sollen Hinweisschilder und dergleichen ausgeschlossen werden, G./Z.), sind von Tiefenstrukturen abzuleiten, die genau einen übergeordneten performativen Teilsatz enthalten, dessen Hauptverb ein 'verbum dicendi' ist.“ (Ross 1970a:252; Übers. G./Z.).

Da die Performative Analyse in diesem frühen, naiven Stadium, das wir Performative Analyse I nennen, noch keine spezifizierte Semantik besaß, waren ihre Argumente im wesentlichen syntaktischer Art. Die größte Sammlung an einschlägigen Daten stellt wohl Sadock (1974) dar.

Unglücklicherweise erwiesen sich gerade die syntaktischen Argumente für die Performative Analyse als sehr angreifbar (vgl. Grewendorf 1972 und Gazdar 1979: Kap. 2). Es stellte sich nämlich heraus, daß die angeblichen Effekte des abstrakten Matrixsatzes nicht nur ebensogut, sondern sogar besser erklärbar sind, wenn man sie als Kontexteffekte auffaßt.

Dies ist auch der Tenor der Argumentation von Downes (1977), und es läßt sich leicht

zeigen, daß die Annahme abstrakter Matrixsätze die Annahme strukturierter Kontexte mit Sprecher- und Adressatenrepräsentation nicht ersetzen kann, sondern nur um eine Ebene verschiebt und unnötig verdoppelt. So läßt sich zwar der Plural in *Lest!* durch Numeruskongruenz mit einem Objekt „euch“ im abstrakten Matrixsatz 'erklären', aber es stellt sich natürlich gleich die Frage, woher dieses seinen Numerus erhält.

Was durch die heftige Kritik an der Performativen Analyse freilich nicht aus der Welt geschafft wurde, ist ihre Attraktivität für die WB-Semantiker, gestattet sie es doch, Sätzen beliebiger Modi Wahrheitsbedingungen zuzuordnen, da sie ja alle aus zugrundeliegenden Deklarativsätzen abgeleitet werden. Einen etwas anderen, WB-semantisch motivierten Ansatz behandelt der folgende Abschnitt.

5.1.3 Die Methode der paraphrasierten Performative

Dies ist die Bezeichnung, die Lewis selbst seiner Variante der Performativen Analyse (Lewis 1970) gegeben hat; die recht gewaltsame Streckung des WB-Begriffs, die ihr zu eigen ist, hat ihr auch den Namen „Prokrustes-Methode“ eingetragen (Zaefferer 1983a).

Zwei Ideen charakterisieren diesen Ansatz, nicht-deklarative Sätze WB-semantisch in den Griff zu bekommen. Die erste besteht darin, solche Sätze genau dann wahr zu nennen, wenn ihre performative Paraphrase wahr ist. So werden für (2)–(4) etwa die WB von (17)–(19) angenommen:

- (17) Ich frage Sie, ob Sie dieses Buch lesen.
- (18) Ich fordere Sie auf, dieses Buch zu lesen.
- (19) Ich äußere mein Erstaunen darüber, daß Sie dieses Buch lesen.

Die Tatsache, daß es merkwürdig erscheint, Sätzen wie (2)–(4) überhaupt WB zuzuordnen, versucht Lewis damit zu erklären, daß sie unter normalen Umständen immer wahr sind. (Wäre diese Erklärung stichhaltig, so müßte auch die Zuordnung von WB zu Sätzen wie *Eine Frau ist eine Frau* merkwürdig erscheinen, was aber wohl nicht zutrifft.)

Die zweite Grundidee von Lewis besteht darin, die Austin-Rossische Parallelisierung von deklarativen und nichtdeklarativen Satzmodi nicht mitzumachen und dem deklarativen Satzmodus einen Sonderstatus einzuräumen. Der Grund hierfür ist leicht zu sehen: Erhielte (1) die WB von (20), so wäre (1) unter allen normalen Äußerungssituationen wahr, unabhängig davon, ob der Adressat das

betreffende Buch liest oder nicht, was eindeutig inadäquat wäre:

(20) Ich behaupte, daß Sie dieses Buch lesen.

Ein Vorteil von Lewis' Methode ist es, daß sie die WB-semantische Interpretation auch nicht-satzförmiger Äußerungen wie (21) erlaubt, vorausgesetzt, man ist bereit, etwa (22) als Paraphrase anzusehen:

- (21) Ein Prosit der Gemütlichkeit!
- (22) Ich bringe hiermit einen Toast auf die Gemütlichkeit aus.

Möglichen Einwänden gegen seine Annahme einer Äquivalenzbeziehung zwischen nicht-deklarativen Sätzen und ihren performativen Entsprechungen begegnet Lewis mit dem Hinweis, daß WB-semantisch äquivalente Sätze durchaus verschiedene Gebrauchsbedingungen haben und deswegen intuitiv als bedeutungsverschieden empfunden werden können. Dies ist ein häufiges Argument bei Ein-Ebenen-Theoretikern; es spricht die grundsätzliche Modularitätsfrage an („Welche Phänomene sollen von der Sprachbeschreibung welchen Subsystemen oder Modulen zugeordnet werden?“), auf die wir unter 5.1.6. kurz zurückkommen werden.

Lewis' Gegeneinwand hat der ernsthaften Kritik an seinem Ansatz aber nicht den Wind aus den Segeln genommen (vgl. z. B. Grewendorf 1979). Sie wendet sich erstens gegen Lewis' Vorschlag, gewöhnliche performative Verben in den Paraphrasen zu verwenden. Da man z. B. (3) außer durch (18) ebensogut durch (23) paraphrasieren könnte,

(23) Ich bitte Sie, dieses Buch zu lesen.

führt dies dazu, daß Lewis entweder *bitten* und *auffordern* als Synonyme annehmen müßte, was sicher inadäquat wäre, oder daß er für jeden nicht-deklarativen Satzmodus *n* Lesarten ansetzen muß, wenn *n* die Zahl der paarweise bedeutungsverschiedenen passenden performativen Verben ist, was ebenfalls sehr unattraktiv ist. Selbst wenn Lewis, dem Beispiel von Katz/Postal und den Vertretern der Performativen Analyse folgend, statt konkreter Verben in den Paraphrasen abstrakte Verben verwenden würde, deren Bedeutung als der gemeinsame Nenner der Bedeutungen der einschlägigen Verben zu definieren wäre, bliebe der zweite Einwand.

Dieser besagt, daß Lewis durch die uniforme Behandlung der WB von Deklarativsätzen und dessen, was er WB von Nicht-Deklarativen nennt, heterogene Dinge in einen Topf wirft, nämlich (a) die Charakteri-

sierung des modusunabhängigen Inhalts einer Äußerung und (b) die der damit vollzogenen Handlung. Bei Deklarativen vernachlässigt er (b), bei den anderen Satzmodi (a). Anders der folgende Ansatz, der konsequent bei allen Satzmodi (im folgenden kurz SM) (a) verfolgt.

5.1.4 Modusspezifische Bewertungen

R. Montagues Beitrag zur Entwicklung der formalen Semantik natürlicher Sprachen ist zweifellos von größter Bedeutung (vgl. Montague 1974, Partee 1976, Link 1979). Sein Beitrag zur Semantik der Satzmodi beschränkt sich freilich auf eine programmatische Bemerkung des Inhalts, daß es die zentrale Rolle von Syntax und Semantik sei, Wahrheits- und Folgerungsbedingungen zu konstruieren, solange man ausschließlich Deklarativsätze betrachtet, sowie eine Fußnote dazu (die direkt gegen Lewis gewendet werden kann), daß solche Bedingungen bei Imperativ- und Interrogativsätzen selbstverständlich unangemessen seien und durch Erfüllungsbedingungen und eine Charakterisierung des semantischen Inhalts einer korrekten Antwort ersetzt werden müßten (Montague 1974:248). Der Satzmodus wird hier als eine Art Weiche aufgefaßt, die die semantische Bewertung in das jeweils passende Gleis lenkt, deswegen kann man hier von einer Methode der modusspezifischen Bewertungen sprechen.

Die Idee ist leicht zu illustrieren. Nennen wir – für einen gegebenen Referenzpunkt i – U und U' die Sachverhalte, daß der i -Adressat das in i spezifizierte Buch liest bzw. nicht liest. Dann ist nach dieser Auffassung der semantische Gehalt von (1)–(3) dadurch charakterisiert,

- daß (1) genau dann wahr ist in i , wenn U ;
- daß der semantische Inhalt einer i -Antwort A auf (2) dadurch bestimmt ist, daß A entweder genau dann wahr ist in i , wenn U , oder wenn U' ;
- daß (3) genau dann erfüllt ist in i , wenn U .

Die Methode der modusspezifischen Bewertungen ist bestimmt intuitiv attraktiver als die Prokrustes-Methode, aber sie hat zumindest zwei wesentliche Mängel: Erstens wird sie unserem Kriterium (AK 2.2) nicht gerecht, weil sie es nicht gestattet, logische Beziehungen zwischen Sätzen verschiedener Modi adäquat zu explizieren, und zweitens setzt sie voraus, was erst nachgewiesen werden müßte,

daß nämlich jedem SM genau eine Bewertung angemessen ist. Ansätze, beiden Mängeln abzuwehren, werden erst weiter unten (v.a. in 5.2.4) zur Sprache kommen.

5.1.5 Modusspezifische Denotatypen

Einen originellen Vorschlag zur Behandlung der Satzarten in einer Montague-Grammatik hat Hausser (1980) gemacht. Er geht davon aus, daß in einer Montague-Grammatik die Menge möglicher Denotate für die Ausdrücke einer Sprache nach Typen eingeteilt ist und daß Ausdrücken verschiedener Kategorien im allgemeinen (wenn auch nicht immer) mögliche Denotate verschiedener Typen zugeordnet werden. Nachdem nun Sätze verschiedener Modi offenbar Ausdrücke verschiedener Kategorien sind, ist es natürlich denkbar, ihnen Denotate verschiedener Typen zuzuordnen, und genau dies ist es, was Hausser vorschlägt: (1) würde bei ihm eine Proposition denotieren, (2) eine Eigenschaft von Propositionsmengen (das liegt daran, daß (2) ein Ja/Nein-Fragesatz ist; anderen Interrogativen werden andere Denotatypen zugeordnet) und (3) eine Individuenkonzepteigenschaft.

Eine partielle Vorwegnahme dieser Methode findet sich bereits bei Cresswell (1973), der vorschlägt, einfachen W-Fragen wie (24)

(24) Wer liest?

entweder einstellige Prädikate (also hier: „lesen“) oder NP-Denotate (also hier: „der Leser“) zuzuordnen. Cresswell läßt die Frage offen, welche der Alternativen vorzuziehen sei; dem Einwand, daß (24) doch nicht mit „lesen“ oder „der Leser“ synonym sei, begegnet er mit dem Hinweis, daß der Unterschied nicht in der Bedeutung, also im Beitrag zur WB, sondern in den Gebrauchsbedingungen liege. Im Gegensatz zu Hausser ordnet Cresswell Imperativen WB zu, wobei er aber offenläßt, ob ein Imperativ dann wahr sein soll, wenn der Adressat die Proposition wahr macht (das entspräche Montagues Erfüllungsbedingung), oder dann, wenn der Sprecher mit der Äußerung tatsächlich eine Aufforderung oder dergleichen vollzieht (das entspräche einer verbesserten Version der Prokrustes-Methode).

Im Gegensatz zu Cresswell und unter Berufung auf Hausser läßt Wunderlich (1983a) Imperative Adressateneigenschaften denotieren und setzt sich damit ebenfalls Bierwischs Kritik an diesem Ansatz aus, daß nämlich eine Äußerung eines Imperativsatzes nicht nur eine bestimmte Eigenschaft spezifiziere,

sondern auch eine bestimmte Einstellung dazu (Bierwisch 1980:19).

Hier tut sich wieder die Modularitätsfrage auf: Für Bierwisch haben „Lies!“ und „du sein und lesen“ verschiedene Bedeutungen, sind *semantisch* nicht äquivalent, während sie sich für Hausser und Wunderlich nur *pragmatisch*, in den Gebrauchsbedingungen unterscheiden.

5.1.6 Illokutionstypspezifische Bewertungen

Dem Vorwurf einer zu ‘armen’ semantischen Charakterisierung entgehen auch diejenigen Ansätze nicht, die sich insofern als Verfeinerung von Montagues Methode der Satzmoduspezifischen Bewertungen auffassen lassen, als sie illokutionäre Mehrdeutigkeit (vgl. AK 2.1) zulassen und somit nicht jedem Satzmodus, sondern jedem realisierten Illokutionstyp eine Bewertung zuordnen. Auf diese Weise kann vor allem der Eigenschaft gewisser Deklarativsätze Rechnung getragen werden, daß sie sowohl assertive wie explizit performative Lesarten haben, wie z. B. (25), was als Erteilen einer Erlaubnis fungieren kann, aber auch als bloßes Mitteilen einer solchen.

(25) Sie dürfen dieses Buch lesen.

Im Gegensatz zu Lewis kann dieser Ansatz solche Unterschiede direkt erfassen und braucht sie nicht auf irgendwelche unspezifizierte Gebrauchsbedingungen abzuschieben. H. Kamp, der das Problem der illokutionären Mehrdeutigkeiten am Beispiel der Erlaubnissätze ausführlich diskutiert, zeigt auf, daß es jeden Theoretiker in ein Trilemma führt, der sowohl (a) die relevanten Generalisierungen erfassen, als auch (b) den rekursiven Teil seiner Theorie von pragmatischen Begriffen freihalten, und schließlich (c) eine streng formale Theorie haben will (Kamp 1978). Nur zwei der drei Ziele, so Kamp, sind simultan erreichbar, ob man eher das zweite oder das dritte aufgeben soll, möchte er nicht entscheiden (vgl. Grewendorf 1984b).

Eine konsequente Anwendung der Methode der illokutionstypspezifischen Bewertungen ist der Vorschlag von Lappin (1982), jeder illokutionären Lesart eines Satzes passende Erfüllungsbedingungen zuzuordnen. Die Relativierung der Bewertung auf Lesarten läßt sich bereits an der Form seiner Regeln ablesen: „Eine Äußerung von S als X zur Zeit t ist erfüllt gdw. ...“, wobei S ein Satz und X ein Illokutionstyp ist.

Daß der eingangs erwähnte Vorwurf der zu ‘armen’ semantischen Charakterisierung

auch diese differenzierteren Ansätze trifft, läßt sich an Lappins Erfüllungsbedingungen für Befehle und Bitten ablesen, die identisch sind. Dies ist zwar intuitiv adäquat (Äußerungen von „Du gibst mir mal das Buch?“ als Bitte und „Gib mir das Buch!“ als Befehl sind gleichermaßen genau dann erfüllt, wenn der Adressat mit der Übergabe des fraglichen Buches reagiert); es zeigt aber zugleich, daß Erfüllungsbedingungen den semantischen Gehalt von Äußerungen mit verschiedenen syntaktischen und semantischen Modi untercharakterisieren. Dem spezifischen Unterschied zwischen Befehlen und Bitten haben laut Lappin die Sprechaktregeln Rechnung zu tragen, d. h. die Unzulänglichkeit der Erfüllungsbedingungen als Bedeutungscharakterisierung soll wiederum pragmatisch wettgemacht werden.

An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, daß die meisten Vertreter der hier als Ein-Ebenen-Methoden bezeichneten Ansätze die Notwendigkeit einer Ergänzung andeuten, nur sagen sie eben nichts darüber oder sie verweisen vage auf die Gebrauchsbedingungen. Dies bedeutet aber noch keine klare Stellungnahme in der Modularitätsfrage, in unserem Fall also der Frage, ob die Unterschiede zwischen den Satzmodi als *Bedeutungsunterschiede*, also semantisch, oder als reine *Gebrauchsunterschiede*, also pragmatisch zu behandeln seien, denn Gebrauchsbedingungen sind im allgemeinen wesentlich bedeutungsabhängig. Natürlich haben Sätze verschiedener Modi verschiedene Gebrauchsbedingungen. Die Frage ist, ob diese Gebrauchsunterschiede bedeutungsunabhängig sind, m.a.W. ob Lewis’ Vergleich mit den bedeutungsgleichen Ausdrücken, die sich nur im Versfuß unterscheiden, hier trifft. Wer an *einer* Bedeutungsebene und der Gleichung ‘Bedeutung = (Beitrag zur) Wahrheitsbedingung’ strikt festhält, sieht sich fast zu einer positiven Antwort gezwungen und wird mit Levinson (1979:30) und Gazdar (1981:75) annehmen, daß „illokutionäre Rollen nichts mit Semantik zu tun haben und vielmehr zur Gänze in der Pragmatik behandelt werden sollten“.

Anders diejenigen Autoren, die für die Lösung der Problematik der Satzmodi von vornherein zwei Ebenen für nötig erachten.

5.2 Zwei-Ebenen-Theorien

Ausgehend von der Beobachtung, daß Sätze verschiedener Modi die gleiche Restbedeutung haben können (vgl. (1) – (4) oben), gehen die Vertreter dieser Theorien davon

aus, daß es zur vollständigen Beschreibung der Bedeutung natürlichsprachlicher Sätze notwendig ist, zwei Ebenen zu unterscheiden: die der Gesamtbedeutung einschließlich Modus, und die des nach Abzug der Modusbedeutung verbleibenden Restes, wobei letztere meist unter der Bezeichnung **propositionaler Gehalt** behandelt wird. Da man den Träger des propositionalen Gehalts seit Wittgenstein (vgl. 2.2 oben) das Satzradikal nennt, lassen sich diese Theorien alle als Varianten der Methode der Satzradikale charakterisieren. Die Untergliederung des Abschnitts erfolgt nach der Art der für die beiden Ebenen angenommenen Semantik.

5.2.1 Zwei Arten von Semantik

Der sprachphilosophische Hintergrund von Stenius' einflußreichem Versuch, WB-Semantik und Wittgensteins Sprachspiel-Konzeption auf einen Nenner zu bringen, ist bereits oben (Abschnitt 2.2) umrissen worden. Die Grundannahme seiner Variante der Methode der Satzradikale ist die, daß die Regeln, die die Bedeutung des Satzradikals bestimmen, ganz anderer Art sein müssen, als die, die die Bedeutung des modalen Elements ausmachen (Stenius 1967:259).

Regeln der ersten Art, die als Denotationsregeln aufgefaßt werden können, bestimmen das, was Stenius deskriptive Wahrheit nennt, Føllesdal (1967:279) nennt sie konstitutive Regeln; Regeln der zweiten Art bestimmen im Falle von Deklarativsätzen das, was Stenius modale Wahrheit nennt, Føllesdal spricht hier von funktionserhaltenden (*preservative*) Regeln, denn obwohl sie nicht konstitutiv sind für das Sprechen einer Sprache, ist ihre Einhaltung dennoch wesentlich dafür, daß die kommunikative Funktion dieser Sprache aufrechterhalten bleibt.

Stenius stellt die Regeln eines Berichts- und eines Befehlsspiels zu einem kombinierten Spiel zusammen, das er in zwei Varianten präsentiert: Die erste enthält keine syntaktischen modalen Elemente, so daß die korrekte Moduswahl völlig dem Kontext überlassen bleibt. (Das entspricht dem, was Ross (1970a) die pragmatische Analyse nennt, bei der alles, was bei der Performativen Analyse im performativen Matrixsatz kodiert ist, dem Kontext zu entnehmen ist.) Die zweite enthält modale Elemente, und der syntaktische Modus bestimmt eindeutig den semantischen. Diese beiden Varianten sind insofern interessant, als keine von beiden die tatsächlichen Verhältnisse bei natürlichen Sprachen wieder-

zugeben scheint: Diese haben syntaktische Indikatoren für den semantischen Modus, die aber für die eindeutige Bestimmung des letzteren nicht immer hinreichend sind.

Die Annahme zweier völlig verschiedener Arten von Semantik ist einer doppelten Kritik ausgesetzt: Erstens ist auch die Einhaltung von Modus-Regeln in gewisser Weise konstitutiv und nicht nur funktionserhaltend (oder würde man sagen, jemand spricht Deutsch, der mit Imperativsätzen das Berichtsspiel und mit Deklarativsätzen das Befehlsspiel spielt?); deswegen formuliert Searle seine Regeln für das modale Element auch ausdrücklich als konstitutive Regeln (Searle 1969).

Zweitens führt diese Konzeption zu unnötigen Schwierigkeiten, wenn es um Bedeutungsrelationen wie die zwischen (3) und (26) geht, weil dazu Regeln der einen Art erst einmal in Regeln der anderen Art überführt werden müssen.

- (3) Lesen Sie dieses Buch!
 (26) Ich empfehle Ihnen, dieses Buch zu lesen.

Eine einheitliche Bedeutungsbeschreibung scheint also vorzuziehen zu sein, falls sie, und das ist natürlich wesentlich, die nötige Ebenenunterscheidung aufrechterhält.

5.2.2 Zweimal Handlungstheorie

Einen möglichen Ansatz der skizzierten Art stellt die Searlesche Ausarbeitung von Austins Theorie der Sprechakte dar (Searle 1969). Searle charakterisiert sowohl propositionale wie auch modale Bedeutung in Termini von sprachlichen Handlungen, indem er Regeln für den Gebrauch der referierenden und prä-dizierenden Ausdrücke und der **Illokutionstypindikatoren** angibt (letztere nennt er *illocutionary force indicating devices*), zu denen er auch die Satzmodi zählt.

Eine Charakterisierung der Bedeutung von (3) würde bei ihm unter anderem folgende Aussagen enthalten: (a) Propositionaler Gehalt: Es gibt Objekte x und y , die der Sprecher von (3) seinem Adressaten mit Hilfe der Äußerung von *Sie* bzw. *dieses Buch* identifizierbar machen will, und der Sprecher beabsichtigt, mit der Äußerung von (3) die Frage des Bestehens oder Nicht-Bestehens der Relation „lesen“ zwischen x und y aufzuwerfen; (b) Illokutionstyp: Die Äußerung von (3) gilt als ein Versuch, den Adressaten dazu zu bewegen, das Bestehen der Relation „lesen“ zwischen x und y herbeizuführen.

Es wird wohl deutlich, daß solche handlungstheoretischen Charakterisierungen propositionaler Gehalte sehr schwerfällig sind, und es liegt daher nahe, sich mehr an das zu halten, was die linguistische Semantik bereits entwickelt hat.

5.2.3 Zweimal Merkmalssemantik

Anders als Searle behandelt Katz (1977) die Illokutionstypdetermination nicht handlungstheoretisch, also pragmatisch, anders als Ross aber auch nicht syntaktisch: für ihn ist der richtige Ort dafür zunächst einmal, nämlich unter den idealisierten Bedingungen, die er Null-Kontext nennt, die Semantik. Syntaktisch scheint sich, was die Behandlung der Satzarten betrifft, seit Katz/Postal (1964) wenig geändert zu haben – Satzmodi scheinen weiterhin durch abstrakte Modusmorpheme repräsentiert zu werden –, aber semantisch wird jetzt zwischen dem propositionalen Gehalt und dem Propositionstyp eines Satzes unterschieden, wobei letzterer als diejenige Information charakterisiert wird, die bestimmt, welcher Sprechakttyp mit einer Äußerung dieses Satzes im Null-Kontext (also ohne Zusatzinformation) vollzogen wird.

Was den Katz'schen Ansatz bei allen Bedenken (für eine Kritik an der Merkmalssemantik vgl. Lewis 1970; Gazdar 1979a zeigt auf, daß der Begriff 'Null-Kontext' nicht das leistet, was er leisten soll) interessant macht, ist, daß er einerseits dem WB-Begriff für Assertive eine ganze Reihe von Analoga für nichtassertive Sprechakte an die Seite stellt (wie später Lappin, vgl. oben 5.1.6), und daß er andererseits eine Unterscheidung zwischen der Erfüllung dieser Bedingungen, die er verwandelte Bedingungen nennt, und den illokutionären Erfolgsbedingungen nicht nur vorsieht (das tut Lappin auch), sondern auf der Ebene der Semantik ansiedelt. Daß eine solche Unterscheidung notwendig ist, ist evident (die Bedingungen dafür, daß eine Frage als beantwortet gilt – das WB-Analogon für Fragen – sind verschieden von den Bedingungen dafür, daß sie als gestellt gilt), dafür, daß sie in die Semantik gehört, argumentiert Katz aufgrund der Tatsache, daß die Erfolgsbedingungen für einen Sprechakt in die WB für einen anderen eingehen können, man vergleiche etwa (2) und (27):

- (2) Lesen Sie dieses Buch?
 (27) Er hat mich gefragt, ob ich dieses Buch lese.

Zu den verwandelten Bedingungen, die Katz vorschlägt, gehören neben WB für Assertive Erfüllungsbedingungen für Direktive mit den Spezialfällen der Antwoortsbedingungen für Fragen und der Annahmebedingungen für Herausforderungen, Kompensierungsbedingungen für Expressive, Einhaltungsbedingungen für Obligative, Anerkennungsbedingungen für deklarierende Sprechakte, Erlaubnisbedingungen für permissive Sprechakte und Befolgsbedingungen für Ratschläge.

Obwohl die meisten dieser Propositionstypen im Englischen und im Deutschen nicht durch Satzmodi indiziert werden, dürfte es klar sein, daß solche Begriffe für eine universale Theorie der Satzmodi insofern interessant sind, als die Möglichkeit besteht, daß die entsprechenden Typen in irgendeiner natürlichen Sprache via Satzmodus ausgedrückt werden.

Kritisch anzumerken ist, (a) daß Katz' Analysen außer beim assertiven und beim direktiven Typ noch sehr vorläufig und ad hoc sind, (b) daß nirgends Grenzen abzusehen sind, die einer beliebigen Inflation des Typeninventars Einhalt gebieten könnten, vor allem aber, (c) daß eine präzise modelltheoretische Interpretation des ganzen merkmalssemantischen Apparates fehlt und wegen seiner Unübersichtlichkeit und Schlechtdefiniertheit wohl auch schwer zu leisten sein dürfte.

5.2.4 Zweimal Modelltheorie

So verschieden alle in diesem Abschnitt zu behandelnden Theorien auch sein mögen, ihnen gemeinsam ist, daß sie auf zwei Beschreibungsebenen, der des propositionalen Gehalts und der der Illokution, modelltheoretisch interpretierte Repräsentationsebenen ansetzen. Der erste Schritt in dieser Richtung war wohl der Vorschlag von G. Lakoff (1975), die naive Performative Analyse I durch eine ausgearbeitetere Version zu ersetzen, in der (a) der performative Matrixsatz samt Komplement und (b) der Komplementsatz allein (das Satzradikal) getrennte modelltheoretische Interpretationen erhalten.

Cresswell (1973) hat, wie oben (5.1.5) erwähnt, bei den Imperativsätzen bereits die beiden Optionen (a) und (b) gesehen, aber da er jedem nicht-ambigen Satz genau eine semantische Charakterisierung, seine WB, zuzuordnen zu müssen glaubt, sieht er die Möglichkeit einer Mehrfachcharakterisierung nicht, die ihm aus seinem Dilemma helfen würde.

Ganz ähnlich wie Lakoff, aber ohne auf diesen Bezug zu nehmen, hat Davidson (1979) vorgeschlagen, die volle Bedeutung einer Äußerung durch zwei WB zu charakterisieren, z. B. die eines Imperativs durch die WB der Äußerung einer indikativischen Umformung des betreffenden Satzes und die WB des Modusindikators, wobei letztere genau dann erfüllt ist, wenn die betreffende Äußerung tatsächlich dem imperativen (oder direktiven) Illokutionstyp zugehört. Im Unterschied zu Lakoff (und in Übereinstimmung mit Lewis) nimmt er allerdings Deklarativsätze von dieser Behandlung aus, denn diese zeichnen sich seiner Ansicht nach durch die Abwesenheit eines Modusindikators aus.

Die Vorteile eines solchen Vorgehens liegen auf der Hand: Es erlaubt eine Ausweitung des bewährten WB-semantischen Vorgehens auf diejenigen Satzarten, denen man schlecht einen Wahrheitswert zusprechen kann. Die Davidsonsche Erklärung für diese Unmöglichkeit klingt freilich wenig überzeugend: Das liege daran, daß sie eben *zwei* Wahrheitswerte haben. Das ist aber wohl vor allem ein terminologisches Problem.

Ernsthaftere Probleme für den Davidsonschen Ansatz ergeben sich bei den Interrogativen (diese Möglichkeit räumt er selbst in einer Fußnote ein). Wie schon Katz und Postal bemerkt haben, lassen sich zwar mit Hilfe von Indefinitformen deklarative Entsprechungen zu W-Interrogativen bilden, aber es bleibt offen, ob (28) eine Davidson-Umformung von (29), (30) oder (31) ist:

- (28) Meine nächste Äußerung ist eine Frage.
Jemand liest etwas.
(29) Wer liest etwas?
(30) Was liest jemand?
(31) Wer liest was?

Die in den Arbeiten Zaefferer (1981)-(1984) entwickelte Illokutionssemantik versucht, diesen Problemen mit zunehmender Differenziertheit und Adäquatheit Rechnung zu tragen. Die Überwindung der ersten Schwierigkeit mit Davidsons Ansatz ist der Idee nach den Vorschlägen von Katz (1977) und Lappin (1982) verwandt: (a) Äußerungen werden auf zwei Ebenen bewertet (semantisch charakterisiert): der lokutionären und der illokutionären, (b) die Bewertung auf der lokutionären Ebene erfolgt in derjenigen Dimension, die für den jeweils realisierten Illokutionstyp spezifisch ist: Wahrheit bei Assertiven, Beantwortetheit bei Fragen, Erfülltheit bei Direktiven, Quasi-Wahrheit bei rhetorischen Fragen,

Wahrheit und Gerechtigkeit bei Exklamativen, (c) die Bewertungen auf der illokutionären Ebene erfolgen in der Dimension des Erfolgs bzw. der Wirksamkeit (für Einzelheiten siehe Zaefferer 1983a, 1984). So werden Bedeutungsbeziehungen zwischen Sätzen verschiedener Modi explizierbar (AK 2.2); es läßt sich z. B. zeigen, daß (33) wahr ist (in seiner assertierenden Lesart), wenn (32) wirksam ist:

- (32) Sag mir, wer du bist!
(33) Ich frage dich, wer du bist.

Die ernsthaften Probleme werden dadurch vermieden, daß zur Charakterisierung des lokutionären Gehalts auf Davidsons Konzept der deklarativen Umformung verzichtet wird. Die W-Stellen in W-Interrogativen werden nicht durch Existenzquantifizierung gebunden (wie in (28)), sondern durch Allquantifizierung mit Skopus über den Illokutionstypoperator. So wird es möglich, sowohl die Ambiguität des Karttunen-Hirschbühler-Problemsatzes (34) zu explizieren (Karttunen 1977, Hirschbühler 1978), wie auch seine partielle Synonymie mit (35):

- (34) Welche Note verdient jeder Student?
(35) Welcher Student verdient welche Note?

Ein anderer, ebenfalls in vielen Bereichen schon recht detailliert ausgearbeiteter Ansatz ist die von D. Vanderveken, teilweise in Zusammenarbeit mit J. Searle, entwickelte Illokutionslogik (Vanderveken 1980, 1983, Searle/Vanderveken 1985). Vandervekens Lösung des ersten, mehr terminologischen Problems gleicht der von Zaefferer (s.o.), nur daß er die verschiedenen Bewertungen auf der lokutionären Ebene unter den Erfüllungsbegriff (*satisfaction*) zusammenfaßt und auf der illokutionären Ebene zwischen dem Vollzug und dem makellosen Vollzug (*non-defective performance*) eines Sprechakts unterscheidet. So gehört z. B. zur Erfüllung eines mit (36) gegebenen Versprechens,

- (36) Ich verspreche Ihnen, daß ich dieses Buch lesen werde.

daß sein Sprecher das betreffende Buch lesen wird, zum Vollzug, daß er dieses Versprechen gibt, und zum makellosen Vollzug, daß er beabsichtigt, es zu halten. Der Begriff des makellosen Vollzugs ist notwendig für Vandervekens Rekonstruktion von Grices (1975) konversationellen Implikaturen (Vanderveken 1985a), da in deren Bestimmung häufig die Annahme eines makellosen Vollzugs eingeht. Eine Lösung des zweiten Problems fin-

det sich bei Vanderveken nicht, da er sich nicht näher mit W-Fragen befaßt.

Zaefferers Illokutionssemantik und Vandervekens Illokutionslogik sind in der Zielsetzung ganz ähnlich, aber im Vorgehen verschieden. Das Ziel ist die Vervollständigung des modelltheoretischen Ansatzes, so daß auch nicht-deklarative SM und andere illokutionstypbezogene Phänomene behandelt werden können. Die Illokutionssemantik ist mehr sprachbezogen und rekonstruiert spezifische Bedeutungsrelationen wie die zwischen (32) und (33) mit Hilfe von Bedeutungspostulaten, die Illokutionslogik ist apriorisch aufgebaut, definiert mögliche Illokutionstypen auf der Basis von Searles Klassifikation (Searle 1975b) und rekonstruiert die gleichen Relationen aufgrund der Definitionen der betreffenden Illokutionstypen. In Zaefferer (1983b) wurde auf Punkte hingewiesen, in denen sich das illokutionslogische System wegen der Problematik der ihm zugrundeliegenden Searleschen Klassifikation als empirisch inadäquat erweisen könnte.

Der in Zaefferer (1984) festgehaltene Stand der Illokutionssemantik weist noch zwei deutliche Unzulänglichkeiten auf: Die von der zugrundegelegten Mögliche-Welten-Semantik ererbten Probleme des Propositionsbegriffs und die Tatsache, daß sie noch mit unstrukturierten Propositionen arbeitet. Wie man letzterem Mangel abhelfen kann, hat Jacobs (1984a) gezeigt, und er hat weiterhin nachgewiesen, daß eine Illokutionssemantik mit in Fokus und Hintergrund strukturierten Propositionen (a) eine einheitliche Behandlung von Fokussierung sowohl in An- wie in Abwesenheit fokussierender Elemente (wie z. B. *auch*) erlaubt und (b) ganz zwanglos der Tatsache Rechnung trägt, daß Fokusimplikaturen illokutionstypspezifisch sind. Vgl. (37) und (38), denen man als Implikaturen etwa (37') und (38') zuordnen könnte (Majuskeln indizieren die Satzakkzentsilbe):

- (37) Lesen Sie DIEses Buch!
 (37') Sprecher nimmt an, daß Adressat beabsichtigt, ein Buch zu lesen.
 (38) Lesen Sie DIEses Buch?
 (38') Sprecher nimmt an, daß Adressat ein Buch liest.

5.2.5 Modusbedeutung als Implikatur(-auslöser)

Mehrere Autoren haben vorgeschlagen, für die Satzmodusbedeutung nicht eine eigene, spezifische Bedeutungsebene anzunehmen,

sondern sie auf einer ohnehin notwendigen, die Kernbedeutung ergänzenden Ebene anzusiedeln, der Ebene der Implikaturen oder Präsuppositionen.

Der erste Vorschlag in dieser Richtung dürfte wohl der von Kasher sein, der annahm (1974:25), daß mit jedem Satz eine Klasse schwacher Kontextimplikaturen verbunden sei, die seinen semantischen Modus (also Illokutionstyp) bestimmt, und daß zu jedem Modus eine charakteristische Klasse von Präferenzrelationen gehört, an denen das entsprechende Satzradikal teilhat. So impliziere z. B. der fragende Modus bezüglich einer Proposition *p*, daß der Sprecher das Wissen, ob *p*, dem Nichtwissen, ob *p*, vorzieht, und der assertierende, daß der Sprecher eine Situation, in der der Adressat weiß, daß er, der Sprecher, *p* glaubt, einer Situation vorzieht, in der dies nicht der Fall ist.

Anders als Kasher expliziert Lee (1983) die Modusbedeutung nicht als Kontextimplikatur, sondern als konventionelle Implikatur im Sinne von Karttunen/Peters (1979). Es erhebt sich allerdings die Frage, ob hier nicht allzu Heterogenes zusammengeworfen wird, denn z. B. das für die 'normalen' konventionellen Implikaturen typische Projektionsproblem tritt bei den Modusimplikaturen nicht auf.

Während bei Lee Imperative die Bedeutung ihres Radikals zum Inhalt haben und die Modusbedeutung als Implikatur mit sich führen, sind die Verhältnisse bei R. Zuber, von dem der jüngste Vorschlag in dieser Gruppe stammt (Zuber 1983), gerade umgekehrt: Die Modusbedeutung löst die Implikatur (in Zubers Terminologie: Präsupposition) nur aus, und was präsupponiert wird, ist das Satzradikal (bei Zuber: die Satzbasis) oder etwas daraus Abgeleitetes. Zuber vertritt die These, daß es genau drei nichtdeklarative Satzarten gibt: die exklamative, die imperative und die interrogative. Ein nicht-deklarativer Satz ist nach Zuber exklamativ genau dann, wenn er seine Basis maximal präsupponiert, er ist imperativ genau dann, wenn er die Negation seiner Basis maximal präsupponiert, und interrogativ genau dann, wenn er entweder das eine oder das andere tut. Zubers Buch ist voll von originellen und interessanten Vorschlägen, von denen allerdings viele der wichtigsten leider wohl unmodifiziert nicht haltbar sind. So wären z. B. nach den oben genannten Definitionen die Interrogative entweder Exklamative oder Imperative. Richtig an diesem Ansatz ist sicher die Intuition, daß Nicht-

Deklarative ihren propositionalen Gehalt nicht behaupten, sondern eine andere Relation dazu ausdrücken.

5.3 Drei-Ebenen-Theorien

Wie die Zwei-Ebenen-Theorien gehen auch diese Ansätze von der Annahme einer Ebene des propositionalen Gehalts (oder eines Analogons dazu) aus, allerdings plädieren sie dafür, für die Explikation des semantischen Modus zwei zusätzliche Analyse- und damit Repräsentationsebenen anzusetzen, wobei freilich die Vorstellungen davon, welches diese beiden Ebenen sein sollen, sehr unterschiedlich sind.

5.3.1 Drei Ebenen sprachlicher Bedeutung

Einen Ansatz zu einer Zwei-Ebenen-Behandlung der Modusbedeutung stellt Wunderlich in seinen *Studien zur Sprechakttheorie* vor, wo er unterscheidet zwischen illokutiven Typen (Sprechakttypen) und Positionstypen (Typen propositionaler Einstellungen) und die Möglichkeit andeutet, „propositionale Einstellungen mit bestimmten Sprechakttypen zu assoziieren“ (Wunderlich 1976:44), was er allerdings nicht weiter ausführt.

Etwas anders Lyons (1977), der ausgeht von der Hareschen Trichotomie Phrastik (propositionaler Gehalt) – Tropik (Modusanzeichen) – Neustik (Anzeichen für die Verpflichtung, die der Sprecher eingeht), und den Illokutionstyp als Produkt von Tropik und Neustik ansieht (Lyons 1977:750). Die Argumente für die Unterscheidung von Tropik und Neustik vermögen allerdings nicht recht zu überzeugen (vgl. die Besprechungen von Lyons' Buch durch Cresswell 1979 und von Stechow 1982).

5.3.2 Zwei sprachliche Ebenen und eine kommunikative

Eine ganz andere Auffassung von der modularen Organisation sprachlicher Kommunikation kommt in einem Ansatz zum Ausdruck, zu dessen Vertretern Bierwisch (1980), Doherty (1985), Lang (1983), Motsch (1979) und in neueren Schriften wohl auch Altmann (1983) und Wunderlich (1983a) zu rechnen sind. Zur Vermeidung dessen, was Bierwisch (1980:2) die „Erbsünde der Sprechakttheorie“ nennt, nämlich der Vermischung von Sprache und Kommunikation, unterscheidet dieser Ansatz zwischen der mit der Äußerung eines Satzes in einem bestimmten Modus ausgedrückten Einstellung zu dessen propositionalen Gehalt und dem damit in einem Inter-

aktionsrahmen übermittelten kommunikativen Sinn, wobei die Bestimmung der ersteren eine linguistische, die des letzteren (und damit des vollzogenen Sprechakts) hingegen eine kommunikationstheoretische Aufgabe sei. Die Sprechakttheorie sei keine Theorie der sprachlichen Bedeutung, sondern des kommunikativen Sinns, und sprachliche Illokutionstypindikatoren im strengen Sinn gebe es nicht (Bierwisch 1980:24). Satzmodi bezeichnen propositionale Sprechereinstellungen wie Annehmen, Wollen und wissen Wollen, und haben nur sehr vermittelt mit Sprechhandlungen zu tun.

Bei genauerer Betrachtung stellt sich allerdings die Frage, ob wirklich ein Unterschied zu der gängigen Auffassung besteht, wonach Satzmodi Illokutionstypindikatoren sind, denn es ist ja durchaus denkbar, den assertierenden, direktiven und erotetischen Illokutionstyp zu definieren als diejenigen Handlungen, die im Ausdrücken der genannten Einstellungen bestehen.

6. Offene Fragen

Obwohl sich eine gewisse Überlegenheit der modelltheoretisch orientierten Zwei-Ebenen-Theorien über die anderen Ansätze abzuzeichnen scheint, sind damit noch längst nicht alle Probleme im Bereich der Satzmodi gelöst. Zu den noch anstehenden Aufgaben für die künftige Satzmodusforschung gehören unter anderem:

(a) die präzise Bestimmung der Bedeutung der Satzmodi in den verschiedenen natürlichen Sprachen (und damit die Beantwortung der Frage, inwieweit z. B. der Imperativ im Deutschen mit dem Imperativ im Englischen äquivalent ist);

(b) die Beschreibung und Erklärung der Verknüpfbarkeitsbeschränkungen für Teilsätze verschiedener Modi im Rahmen ein und desselben Satzes, vgl. z. B. (39) (Imp + Dekl) mit (40) (* Dekl + Imp) und (41) (Dekl + Int) mit (42) (* Int + Dekl);

(39) Lesen Sie dieses Buch und Sie sind im Bilde!

(40) * Sie lesen dieses Buch und seien Sie im Bilde!

(41) Sie lesen dieses Buch, aber stört Sie nicht dieser Lärm?

(42) * Lesen Sie dieses Buch, aber dieser Lärm stört Sie nicht.

(c) die Bestimmung des Grades der Kompositionalität der Satzmodusbedeutung

(haben z. B. im Deutschen die Merkmale Verberststellung und terminale Intonation Eigenbedeutungen, aus deren Kombination die Imperativbedeutung entsteht, oder tragen die Merkmale erst in Kombination Bedeutung?);

(d) die Beschreibung anderer Modi als der Standardfälle Deklarativ, Imperativ und Interrogativ, z. B. des Exklamativs (Zaefferer 1983a ist nur ein erster Schritt hierzu);

(e) die Frage der Modifizierbarkeit der Satzmodusbedeutung durch Satzadverbien und Modalpartikeln;

(f) die Ermittlung des Inventars an Satzmodi, über das natürliche Sprachen verfügen (erste Hypothesen hierzu finden sich in Zaefferer 1983a, reichhaltiges Material in Sadock/Zwicky 1985).

7. Literaturempfehlungen

Eine knappe Einführung in die Sprechakttheorie gibt Grewendorf (1980), einen guten Überblick über die linguistischen Probleme Fodor (1977). Mehr wegen der angeführten Daten als wegen der vorgeschlagenen Lösungen interessant ist Sadock (1974). Trotz aller Einwände lesenswert ist Kapitel 16 von Lyons (1977), wenn man von Stechow (1982) als Korrektivlektüre hinzunimmt. Als interessanter Versuch, den zentralen Begriff des Illokutionstyps (*illocutionary force*) präzise zu definieren, ist Vanderveken (1985b) eine Auseinandersetzung wert. Für historisch interessierte Leser, die auch mehr spekulative Ausführungen zu schätzen wissen, sei schließlich die – in den grundsätzlichen Bemerkungen erstaun-

lich moderne – Arbeit von K. Brugmann (1918) empfohlen.

Für wertvolle Hinweise sei Andreas Kemmerling und Dieter Wunderlich gedankt.

8. Literatur (in Kurzform)

Altmann 1983 · Anscombe 1967 · Austin 1962 · Bierwisch 1980 · Brugmann 1918 · Cresswell 1973 · Davidson 1979 · Doherty 1985 · Downes 1977 · Dummett 1973 · Fodor 1977 · Føllesdal 1967 · Frege 1879 · Frege 1891 · Frege 1892 · Frege 1893/1903 · Frege 1918/19 · Frege 1923/25 · Gazdar 1979 · Gazdar 1979a · Gazdar 1981 · Grewendorf 1972 · Grewendorf 1979 · Grewendorf 1980 · Grewendorf 1984b · Grice 1975 · Harmann 1977 · Hausser 1980 · Hirschbühler 1978 · Jacobs 1984a · Kamp 1978 · Karttunen 1977 · Karttunen/Peters 1979 · Kasher 1974 · Katz 1977 · Katz/Postal 1964 · Lakoff, G. 1975 · Lakoff, R. 1968 · Lang 1983 · Lappin 1982 · Lee 1983 · Lewis 1970 · Link 1979 · Lyons 1977 · Montague 1974 · Motsch 1979 · Partee (ed.) 1976 · Ross 1967 · Ross 1970a · Sadock 1974 · Sadock/Zwicky 1985 · Searle 1969 · Searle 1975b · Searle/Vanderveken 1984 · von Stechow 1982 · Stenius 1967 · Stenius 1969 · Vanderveken 1980 · Vanderveken 1983 · Vanderveken 1985a · Vanderveken 1985b · Wittgenstein 1921 · Wittgenstein 1969 · Wunderlich 1976 · Wunderlich 1983a · Wygotzky 1964 · Zaefferer 1981 · Zaefferer 1982 · Zaefferer 1983a · Zaefferer 1983b · Zaefferer 1984 · Zuber 1983

Günther Grewendorf, Frankfurt a. M./
Dietmar Zaefferer, München
(Bundesrepublik Deutschland)